Nr. 601. Morgenausgabe. Erstes Blatt. Mittwoch, 24. Dezember 1913.

Königsberger Hartungsche Zeitung.

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark; — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Bestellgeld).
Fernsprechnummern: Redaktion 1011 Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5

Gründungsjahr der Hartungschen Druckerei (weiland Reußner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., für Inserenten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pfg.) Reklamen 75 Pfg. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg.
Fernsprechnummern: Redaktion 1011 Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Kaiser und Sozialdemokrat.

Es gibt Leute in Deutschland, die am liebsten denjenigen gerichtlich belangen möchten, der diese beiden Worte zusammenbindet: die einen wegen Majestätsbeleidigung, die andern wegen Verletzung heiliger Pflichten. Es kommt nur darauf an, auf welcher Seite diese Empfindlichen sitzen, ob rechts oder links. Die Uebermonarchisten sehen in dieser Zusammenstellung eine Beleidigung, des übrigens gar nicht empfindlichen Kaisers, die Sozialdemokraten eine unverantwortliche Blasphemie ihres republikanischen Glaubens. Sozialdemokraten dürfen nicht in freundliche Beziehungen mit einem Herrscher gebracht werden, am wenigsten mit dem deutschen Kaiser, dem Borussenkönig.

Wie nun aber, wenn sowohl der Kaiser als auch ein Sozialdemokrat sich in einem Handedruck finden, und der Sozialdemokrat auf eine Frage des Kaisers antwortet: „Jawohl, Majestät.“ Wie nun, wenn auch die Kaiserin sich längere Zeit mit diesem Republikaner unterhält? So etwas geschieht nicht nur im Märchen, wo Könige, Prinzessinnen, Hirten und Gänsemädchen einen Reigen schließen, sondern auch in München. Der Kaiser weilte dort jüngst zu Gaste, und wurde auch im Rathause vom Magistrat empfangen. Als Prinzregent Ludwig nach dem Tode seines Vaters seine Antrittsbesuche bei den Fürsten machte, wurde auch er in Berlin im Rathaus feierlich begrüßt und wie der Kaiser jetzt in München durch Gesang von Schulkindern erfreut. Die Berliner Genossen wußten, was sie sich und der Majestät schuldig waren: ihre Stadtvertreter blieben der Feier fern.

Aber München ist schon von Bebel ein Capua genannt worden. Dort gibt es einen sozialdemokratischen Stellvertreter des Stadtverordnetenvorstehers, Witti mit Namen, der sogar Expedient der „Münchener Post“, des sozialdemokratischen Zentralorgans Bayerns, ist. Der ging zur Begrüßung des Kaisers ins Rathaus, drückte sich dort nicht in eine Ecke, sondern blieb stapfer auf seinem Posten, an dem der Kaiser vorbeigehen mußte. Er reichte ihm sogar — nein, eine solche Durchbrechung der sozialdemokratischen und der anderen Hofetikette wagte er nicht: er wartete, bis der Kaiser ihm die Hand gab, und antwortete auf die Frage des Kaisers: „Walten Sie hier Ihres Amtes?“ nicht mit einem einfachen bürgerlichen oder sozialdemokratischen Jawohl, sondern fügte diesem Wort das stremblandische „Majestät“ hinzu.

Er vergab dem Kaiser nichts, aber der Sozialdemokratie sehr viel. Der „Vorwärts“ hatte eine Weile gewartet in der Hoffnung, das Münchener Genossenblatt werde diese Mitteilung als eine schlechte Erfindung bezeichnen. Da dies ausblieb, kündigte er an, daß die Haltung Wittis die schärfste Mißbilligung in der Partei finden wird. Partei- und Taktgefühl hätten Witti davon abhalten müssen, einem Monarchen gegenüberzutreten, der der Sozialdemokratie mehr als einmal in der allerschärfsten Weise seine Nichtachtung ausgesprochen hat. Der Ton des „Vorwärts“ ist auffallend milde. Er weiß jedenfalls, daß Genosse Witti in München-Capua ein Parteigericht nicht fürchtet und ihm nach dem Volksliede zusingen würde: Wide wide witt, wen geht's was an?

Die „Monarchisten“ sind der Ansicht, daß auch sie derartige Geschichten ansehen. Der Großherzog von Baden ist wiederholt getadelt worden, daß er Sozialdemokraten bei sich empfange und bewirte. Jedem Minister, der sich unterfängt, der Bedeutung der Sozialdemokratie gerecht zu werden oder gar mit ihren Stimmen im Parlament zu rechnen, wird ein Pechkranz um den Hals gelegt. Und nun stelle man sich vor: Der erste aller deutschen Herrscher, noch dazu der König von Preußen, drückt einem Sozialdemokraten öffentlich die Hand. Muß da nicht — um in der Tonart der konservativen und agrarischen Blätter zu bleiben — Verwirrung in die Reihen der Bevölkerung gebracht werden? Kampf gegen die Sozialdemokratie! Sammlung der Bürgerlichen gegen die Republikaner! rufen sie immer als Wahlparole aus. (Um von der Parole „Kampf gegen die Reaktionären“ abzulenken.) „Die Monarchie ist bedroht! Wir müssen uns um den Kaiser scharen!“ Und nun gibt der Kaiser selber einem Sozialdemokraten bei feierlichem Anlaß die Hand und spricht mit ihm. Das muß doch die Bürger verwirren. Der Kaiser ist nicht mehr monarchisch gesinnt. Er verrät die Monarchie. Wir müssen die Monarchie gegen ihn schützen. — So weit allerdings sind die Herrschaften noch nicht. Die meisten konservativen Blätter schweigen zu dieser Affäre. Die „Kreuzztg.“ hat nach langer nachdenklicher Pause den Ausweg gefunden: „Das Kaiserpaar dürfte schwerlich davon Kenntnis gehabt haben, daß Witti zu den „Genossen“ gehört, sonst würde dieser sich kaum des Handschlags und des längeren Gesprächs zu rühmen haben.“ Wenn aber der Kaiser es doch gewußt haben sollte, was dann? Schon in dieser Ausrede liegt eine Kritik des Kaisers, der, ebenso wie sein Kanzler und andere Minister, nicht weiß, wie sich ein monarchisch gesinnter deutscher Patriot zu verhalten hat. Diesen Mangel hat er ja schon in London gezeigt, als er sich auf dem Diner bei dem Kriegsminister Haldane mit dem Sozialdemokraten Macdonald lange Zeit aufs angelegentlichste unterhielt. Oder sollte er auch damals nicht gewußt haben, daß dieser Herr ein Sozialdemokrat ist?

Wie schon häufig, findet man auch hier die beiden extremen Pole, Konservative und Sozialdemokraten, auf derselben Seite. Beide fördern die Reaktion, beide sind überladen mit Vorurteilen, beide haben von Partei und Interessen wegen Scheuklappen vor den Augen und sehen in jedem politisch anders Denkenden einen Mann, der niedergehalten werden muß, sei es auch mit Gewalt, mit Boykott oder Terror. Und beide müssen die Erfahrung machen, daß das Leben viel stärker ist als sie, daß sie mit ihrer Starrheit je länger desto mehr Anhänger verlieren, daß ihre Gewaltsamkeit sich schließlich gegen sie selbst wendet. Als Prinzregent Luitpold entschlafen war, haben sich fünf sozialdemokratische Abgeordnete an der Trauerfeier beteiligt und am Zuge, der „unter dem ganzen Prunk und Pomp höfischer Zeremonien“ stattfand, teilgenommen. Ein sozialdemokratischer Bürgermeister des Weberstädtchens Lambrecht hatte sogar eine Extrasitzung des Stadtrats einberufen, um den Toten zu ehren. Der Tadel des „Vorwärts“ blieb nicht aus. Aber die „Münchener Post“ antwortete, daß die Sozialdemokratie in Bayern im politischen Gegner auch den Menschen achte; die unfeine Herabsetzung eines selbstverständlichen Verhaltens verrate zum mindesten einen starken Mangel an Takt. Jetzt wieder wirft der „Vorwärts“ Herrn Witti Taktlosigkeit vor.

In Württemberg empfing Anfang Januar d. J. bei der feierlichen Eröffnung des neugewählten Landtags der Alterspräsident, Herr Tauscher, den König an der Tür. Die beiden tauschten einen Händedruck. An dieser Eröffnung nahmen mit Ausnahme der drei neugewählten Radikalen die sozialdemokratischen Abgeordneten teil. Am Tage darauf wurden die Radikalen durch Herrn Tauscher als Alterspräsidenten vereidigt. Sie gelobten, das unzertrennliche Wohl des Königs und des Vaterlandes zu wahren. Das Schönste aber ist, daß Herr Tauscher, der den König empfing, und der den Eid seiner Kollegen abnahm, Sozialdemokrat ist. „Königlich württembergische Hofkakaien“ wurden sie von den Radikalinskis geschimpft. Das ist schärfer als der Ausdruck „Vernunftmonarchist“, mit dem man den Abg. Landsberg belegte, weil er beim Kaiserhoch im Reichstag im Saal geblieben war.

Nun überlegen die Sozialdemokraten seit ihrem letzten Parteitag in Jena, wie sie am besten gegen das Fürstenhoch in Parlamenten protestieren können. Das fliehende Davoneilen hat nur eine Wirkung, die der Lächerlichkeit. Sie wollen nun durch Sitzenbleiben protestieren oder sonst irgend etwas aushecken. Inzwischen aber arbeitet die Zeit daran, die sozialdemokratischen Eisenzäune rostig zu machen und hier und dort Gitterstäbe auszubrechen. Der neueste Münchener Fall hat das wieder gezeigt. Aber auch starke Stäbe sind bereits angerostet. Als es sich darum handelte, ob Abg. Scheidemann als Vizepräsident des Reichstags den üblichen Besuch beim Kaiser mitmachen werde, weigerte er sich dessen, aber in der Begründung (in einer Wählerversammlung in Solingen) erklärte er: Er persönlich würde auch zum Kaiser gehen, wenn dadurch irgendein Recht, ein Vorteil für die Partei zu erlangen wäre; „über derartige Zwirnsfäden stolpern wir nicht.“ Nun, für die Dogmatiker sind das keine Zwirnsfäden, sondern dicke Ketten, die sie sich selber als der Partei der Freiheit anlegen. Und nur die Reaktionäre haben ihre Freude daran.

Sch—k.

Aberkennung des Reichstagsmandats.

In mehreren Fällen ist es schon vorgekommen, daß einem Reichstagsabgeordneten wegen des Fortfalls der Voraussetzungen für seine Wählbarkeit das Mandat aberkannt worden ist. Es handelt sich hierbei nicht um den Verlust des Mandats wegen Beförderung oder um die Ungültigkeitserklärung des Mandats wegen irgendwelcher bei der Wahl vorgekommenen Unregelmäßigkeiten. Bei Reichstagswahlen sind von der Berechtigung zum Wählen ausgeschlossen nach Paragraph 3 des Wahlgesetzes: „1. Personen, die unter Vormundschaft oder Kuratel stehen; 2. Personen, über deren Vermögen Konkurs oder Fallitzustand gerichtlich eröffnet worden ist, und zwar während der Dauer dieses Konkurs- oder Fallitverfahrens; 3. Personen, welche eine Armenunterstützung aus öffentlichen oder Gemeindemitteln beziehen oder im letzten der Wahl vorhergegangenen Jahr bezogen haben; 4. Personen, denen infolge rechtskräftigen Erkenntnisses der Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte entzogen ist für die Zeit der Entziehung, sofern sie nicht in diese Rechte wieder eingesetzt sind.“ Personen, die durch diese Bestimmungen von der Berechtigung zum Wählen ausgeschlossen sind, können auch nicht zum Reichstagsabgeordneten gewählt werden. Folgerichtig müssen deshalb Abgeordnete, bei denen im Laufe der Wahlperiode eine dieser Voraussetzungen für ihre Wählbarkeit fortfällt, ihres Reichstagsmandats verlustig gehen. Deshalb hat denn auch, wenn auch nach längerem Zögern, der freisinnige Abg. Jacobsen für Schleswig-Eckernförde sein Reichstagsmandat im Oktober 1902 niedergelegt, nachdem er in Konkurs geraten war. Doch ist andererseits, weil die gesetzlichen Voraussetzungen nicht als vorliegend erachtet wurden, eine Ersatzwahl nicht vorgenommen worden, nachdem in der Legislaturperiode 1898—1903 der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Agster für Pforzheim-Durlach wegen Geisteskrankheit in eine Heilanstalt überführt worden war.

Die Achtung vor deinem eigenen Selbst ist nächst der Religion der stärkste Damm gegen alle Laster. (Bacon.

Richard Strauß-Abende.

Berlin, im Dezember.

Zwei hintereinander veranstaltete Richard Strauß-Abende stellten das Schaffen der letzten Zeit dieses Meisters im Vergleich zu einigen früheren und frühsten Werken zu einer nicht uninteressanten Diskussion. Dazu kam, daß zufällig in einigen Orchesterkonzerten der letzten Woche ebenfalls Straußsche symphonische Dichtungen den Schwerpunkt bildeten, sodaß ein gewisser Ueberblick leicht gefunden werden konnte. Es handelt sich bei jenen beiden Konzerten um den vierten Nikisch-Abend des Philharmonischen Orchesters, der das „Festliche Präludium“ für großes Orchester und Orgel, op. 61, endlich auch in Berlin brachte und um ein Chorkonzert des verstärkten Opernchores unter Rüdel, in welchem die „Deutsche Motette“ nach Worten von Rückert für sechzehnstimmigen gemischten Chor a cappella und vier Solostimmen, op. 62, dem königlichen Opernchor und seinem Dirigenten gewidmet, zur Uraufführung gelangte. Daneben eine bunte Auswahl älterer Kompositionen. Seit 1903 die Sinfonia domestica erschien, hat Strauß als reiner Instrumentalkomponist nichts von sich hören lassen. In den letzten zehn Jahren entstanden neben kleineren Sachen (darunter Armeemärsche) die buntschillernde „Salome“, die herbe „Elektra“, der wundervolle, zwiespaltige „Rosenkavalier“ und die mehr oder minder mißratene, schiefe „Ariadne“. Schon das vorletzte Drama für Musik zeigte Strauß auf dem Wege der (bewußten) Vereinfachung, die Ariadne noch mehr; das festliche Präludium scheint beinahe ein Endpunkt dieser Entwicklungsreihe zu sein, den Gehalt eines Ganzen ruhiger, einfacher zu gestalten und trotz Verwendung aller nur dankbaren Ausdrucksmittel in größter harmonischer Konzentriertheit ganz klar sich zu geben. Das Präludium kann aber auch nur ein Außenseiter sein; dies nebenbei. Jenes Ziel hat jedoch eine Klippe: es kann zu leicht zwischen verwickelten und gesteigerten Ausdrucksmitteln und einfach ausgedrückten Gedanken ein solches Mißverhältnis entstehen, daß daran ein Werk scheitert. Und darum scheint mir das Präludium verjungen und vertan. Die voll ausgenutzten Ausdrucksmöglichkeiten erdrücken den einfachsten Gehalt und Gedankengang. Oder, unhöflicher ausgedrückt, es ist Strauß halt nix der Form Adäquates eingefallen. Der Anfang mit der Orgel bleibt ein bloßer Klang, und die Themen des lebhaften Hauptsatzes sind von so unselbständiger Erfindung — Brahms und Weber (Euryanthe, o Seligkeit, ich faß es kaum) sind zu einem Strauß gebunden — daß das Hören peinlich wird und man erstaunt nach dem Balkon rechts schaut, wo der Komponist sitzt und sehr zufrieden zuhört. Am Schluß dann wieder viel Täterätätä, damit das „festlich“ begründet scheint. Wie anders wirkte daneben die etwas zu lange Domestica. Wie strotzt sie von Einfällen und musikalischen Werten, von geistvollstem Realismus, von witzigster Zeichnung. Interessant zwischen diesen beiden Werken das Violinkonzert op. 8, mit achtzehn Jahren geschrieben und seinerzeit sogar von Hanslick anerkannt. Es steht dem Präludium viel näher als die Domestica. Will Strauß mit den Ausdrucksmitteln des gereiften Mannes wieder zu der Gedankenwelt des jungen stud. phil. zurückkehren? Er wird nächstes Jahr fünfzig! — Fast noch unangenehmer ist es, von der „Deutschen Mo—tette“ zu sprechen. Man zischte heftig, die Beifallsfreudigen taten Strauß keinen Gefallen. Warum soll man nicht die Wahrheit sagen? Man soll es. Also, entweder er ist vorübergehend müde, wie es Hauptmann war, oder er ist im Niedergange. Man soll die Wahrheit sagen; man halte dieses neue Werk neben die ebenfalls an diesem Abend gesungene sechzehnstimmige Hymne aus op. 33. Wie klar, knapp, eingänglich ist sie. Die Motette aber wie redselig, langweilig, ein Tongewürge. Vielleicht wird durch den Einfluß der Zeit das Werk später einmal mehr zu entwirren sein; es wird sich aber niemals das dazufinden, was fehlt, der Klang, das ans Herz Gehende. Es wird stumpf, unförmig, einförmig, eintönig bleiben. Und dabei eine Kompliziertheit der Satztechnik, die noch nicht da war. Das Fugenthema auf die Worte: „O zeig mir, mich zu erquicken, im Traum das Werk vollendet, das ich angefangen,“ ist unerhört schwer, seine Durchführung unerhört verwickelt, das Ganze unerhört langweilig — und das war Strauß noch nie. Er streift fast das Gebiet ungewollter komischer Wirkung. Ich hatte die Empfindung, als ich ihn so zuhören sah, daß auch ihm selbst manches nicht mehr gut schien. Aber vielleicht ist das einfach Selbsttäuschung.

Oscar Guttmann.

Kleines Feuilleton.

Die Maskenballsucht in London. Ganz London ist vom Maskenballfieber heimgesucht, und ein Galaball löst den anderen ab. Im Covent-Garden-Theater gibt man, kaum daß der große Lebende-Bilder-Ball vorbei ist, einen Tausend-und-eine-Nacht-Ball. Da er von vielen Bühnenkünstlern mitgemacht wird, werden die Kostüme mehr Originalität und Echtheit zeigen als je. Die Schwierigkeit bei diesen Bällen bestand bisher immer darin, daß sie gar nicht mehr Bälle waren, weil kein Mensch recht zum Tanzen kommen konnte. Die Kostüme waren ebenso originell, daß ihre Träger, wie z. B. jener Herr, der den Tower von London vorstellte, nicht tanzen konnten, wenn sie es auch noch so gern getan hätten. Man gewöhnte sich also mehr und mehr daran, die Ballteilnehmer als Schauspiel zu genießen. Nun ist mit der neuerwachten Lust am Tanzen, die mit dem Boston, Twostep und Tango gekommen ist, allgemeiner Widerspruch laut geworden gegen die alte Manier, den Ball in ein Schauspiel zu verwandeln. Auf dem Lebenden-Bilder-Ball brachten die langen Pausen die Tanzlustigen zur Verzweiflung. Um nun Tänzern sowohl wie Zuschauern gerecht zu werden, arrangiert man eine große Zwischenpause, in der alle Kostüme in ihrer ganzen Pracht zu einer Art Pantomime zusammengestellt werden. So heißt z. B. die Zwischenpause auf dem Tausend-und-Eine-Nacht-Ball: die Traumperle. Man sieht den Kalifen mit seinem glänzenden Hof, der von einer Perle träumt. Seine Zauberer rufen alle Juwelen der Erde an, vor ihm zu erscheinen. Hier kommen nun Saphire, Smaragden, Topase, Rubinen und Diamanten, alle dargestellt von den entzückendsten Schauspielerinnen der englischen Bühnen, bis zuletzt zwei Seeungeheuer eine Riesenmuschel herbeischleppen, aus der die Perle springt. Unter dem Seevolk sieht man auch zwei Fischer, die eine reizende Wasserjungfer in einem Netz gefangen haben.

br. **„Wie schmeckt es Ihnen bei uns?“** Der Tod des bekannten Theaterverlegers Entsch erinnert an ein treffendes Scherzwort Max Dreyers. Als Entsch noch in Berlin lebte, führte er in der Reichshauptstadt ein großes Haus. Die Autoren waren ihm aber nicht immer freundlich gesinnt, denn Entsch entbielt ihnen oft lange ihre Tantiemen vor, und es stellte sich ja auch später heraus, daß er seinen großen Aufwand wesentlich auf Kosten seiner Autoren getrieben hatte. Schon als die Situation noch weniger kritisch war, wurde sie durch jenes Scherzwort Dreyers richtig beleuchtet. Als Dreyer nämlich wieder einmal, mit Sudermann, Blumenthal und vielen anderen bei Entsch eingeladen war und er den Pomp des Hauses Entsch sah, während er wie andere wieder von Entsch keine Tantiemen herausbekommen konnte, fragte er den Gastgeber: „Na, lieber Entsch, wie schmeckt's Ihnen bei uns?“ — Die Erfahrungen, die die Autoren bei Entsch machten, bewogen sie dann bald darauf, ihre eigenen Verleger zu werden, indem sie die Vertriebsstelle Deutscher Bühnenschriftsteller gründeten.

Wiener Zensur. Nach einer dem „B. B.-C.“ zugehenden Mitteilung hat die Zensur bei dem vom Intimen Theater für den ersten Weihnachtsfeiertag vorbereiteten Militärschwanke „Marschi ins Loch!“ eine Reihe von Aenderungen verlangt. Es dürfen die Namen „Wien“ und „Lundenburg“ nicht vorkommen. Die Soldaten müssen — deutsche Uniformen tragen, und der Schauplatz der Handlung muß in das Ausland verlegt werden. Auch der Titel mißfiel der Behörde und wurde in „Aber — Herr Hauptmann“ umgeändert.

Humoristisches aus dem „Neuen Weg“. In der letzten Nummer der „Genossenschaftszeitung“ lesen wir: Dem Grafen v. Hochberg wurde gelegentlich einer Direktorenversammlung der verstorbene Direktor Temmel von Frankfurt a. O. vorgestellt. „Herr Temmel, Direktor von Frankfurt“, darauf in liebenswürdigster Weise Graf v. Hochberg: „Freue mich sehr, habe schon so viel Gutes über Ihr Kunstinstitut gehört.“ Temmel stutzte bei dem Worte Kunstinstitut und erwiderte lächelnd: „Exzellenz, „a. O.“!“ — — Der Direktor einer größeren Provinzbühne versammelte die Regisseure um sich, um über die Wahl der Eröffnungsvorstellung mit ihnen zu sprechen. „Wir beginnen mit einem Klassiker.“ Nachdem man ratend alle Klassiker genannt, sagte er triumphierend: „Renaissance“; darauf sein Oberregisseur: „Aber, Herr Direktor, das ist doch kein Klassiker.“ — „Wieso denn, es spielt doch im Kostüm.“